



Blick in den Strom.

Sahst du ein Glück vorübergehn,
Das nie sich wiederfindet,
Ist's gut in einen Strom zu sehn,
Wo alles wogt und schwindet.

O, starr' nur hinein, hinein,
Du wirst es leichter missen,
Was dir, und soll's dein Liebste sein,
Vom Herzen ward gerissen.

Blick' unverwandt hinab zum Fluß,
Bis deine Thränen fallen,
Und seh' durch ihren warmen Guß
Die Flut hinunterwallen.

Hinräumend wird Vergessenheit
Des Herzens Wunde schließen;
Die Seele sieht mit ihrem Leid
Sich selbst vorüberfließen.

H. Tenau.



Das Gastspiel der Toten.

(Schluß statt Fortsetzung.) Eine Theatergeschichte von Max Schmidt-Schiemfels.

„Und um sieben Uhr hat sie bei uns gespielt,“ sagte der Chef. „Die ganze Sache läuft demnach wohl auf ein Mißverständnis hinaus — oder es handelt sich, was am wahrscheinlichsten, um eine Mystifikation.“

Der Regisseur starrte vor sich hin. Endlich stotterte er: „Aber, Erzellenz, wenn es nun wahr wäre? — Das geisterhafte Spiel der — Dame, ihr plötzliches Erscheinen — ihr spurloses Verschwinden —“

„Was soll das?“ verwies der Graf. „Kannten Sie die Hermann schon vorher?“ — „Nur nach ihrem Bilde.“

„Und danach war sie es?“

„Ohne Zweifel war sie's — ob aber lebend?“

„Ach hätte Sie für weniger kindisch gehalten — Dellmar,“ bemerkte der Chef unwillig. „Die Dame hatte sogar sehr viel Leben, wie Sie selbst gesehen haben. Die Sache wird sich ja aufklären. Vorläufig bewahren Sie das strengste Stillschweigen darüber. Guten Abend.“

Der Regisseur begleitete seinen Vorgesetzten bis zum Ausgange der Bühne. Dann kehrte er zurück. „Ein Gespenst!“ murmelte er. „Sie war eine Tote.“ Ein eisalter Schauer rieselte dabei über seinen Rücken.

Am nächsten Vormittag fuhr Graf Nichten am Kaiserhotel vor, um die Schauspielerin unter dem Vorwande, ihr seine Aufwartung zu machen, von dem seltsamen Telegramm zu unterrichten, beziehentlich sich über ihre Identität Gewißheit zu verschaffen. Zu seinem nicht geringen Erstaunen erfuhr er, daß Fräulein Hermann im Hotel nicht abgestiegen sei.

Der Intendant ließ bei der Polizei nachfragen, wo die Schauspielerin Wohnung genommen habe. Man teilte ihm mit, daß sich der Name Hermann in der Liste der tags zuvor angekommenen Fremden nicht finde.

„Merkwürdig, höchst merkwürdig,“ dachte der Gefreute. „Sollte sie bei Bekannten oder unter anderem Namen abgestiegen sein?“

Er besuchte, was er sonst selten that, um 12 Uhr die Probe. Im Theater erhielt er Kenntnis von dem erbetenen Fernbleiben der Künstlerin. Nach vorherigem Beschluß spielte der Regisseur selbst den „Othello“. Der Intendant fand den Ärmsten in einer schrecklichen Erregung; seine Zähne klapperten so heftig auf einander, daß er kaum zu sprechen vermochte. Der Graf nahm deshalb

Dellmar beiseite und gemahnte ihn ernstlich, etwas mehr Selbstbeherrschung zu zeigen, sonst müsse die Rolle anderweitig besetzt werden. Bevor er das Theater verließ, trug er dem Theaterdiener auf, in der Stadt an geeigneter Stelle Umfrage zu halten, wo Fräulein Hermann abgestiegen sei.

An dem Ausgange des Theaters begegnete dem Intendanten der Baritonist der königlichen Oper, der im Begriff stand, einzutreten.

„Ah, Blomberg,“ rief der Graf. „Zurück von der Gastspielreise?“

„Ich bin gestern Abend angekommen, Erzellenz,“ antwortete der Sänger mit einer bei Künstlern sonst nicht üblichen Bescheidenheit.

„Und heute Vormittag sehen Sie schon, wie es bei uns steht? Das nenne ich Berufsfreude!“

„Ich kam eigentlich in der Absicht, eine ehemalige Kollegin zu begrüßen, Erzellenz,“ antwortete Blomberg fast verlegen.

Der Graf stutzte. „Sie meinen die Hermann? Wo haben Sie die Dame gekannt?“

„Wir waren zusammen am Stadttheater zu Leipzig.“ — „So, so,“ sagte der Intendant. „Ihre ehemalige



Jiu-Jitsu, die japanische Ringkunst. Schultergriff, um den Feind nach rückwärts zu werfen. (Text S. 198.)



Kollegin ist von der Probe entbunden, Sie müssen heute Abend wiederkommen, wenn Sie dieselbe begrüßen wollen. Kommen Sie heute Abend, ich ersuche darum und erwarte Sie. Besten Dank!"

Nichten grüßte und bestieg seinen Wagen. Er ließ sich nach dem Telegraphenamt fahren. Dort gab er zwei amtliche Depeschen auf. Der Inhalt der einen bestand in einer Anfrage an Fräulein Hermany, Wien, weshalb sie ihren Verpflichtungen nachzukommen unterlassen habe. In dem offen zu bestellenden Telegramm ward ferner von der Intendantin um dringende Rückantwort ersucht. In dem zweiten richtete er an die Polizeiverwaltung zu Wien die Bitte um Aufklärung, ob die Schauspielerin Hermany am Abend zuvor gestorben sei.

Hierauf kehrte er nach seiner Wohnung zurück, um sein einsames Mittagsessen einzunehmen — der Graf war Junggeselle. Mit sichtlich Unruhe erwartete er den Depeschenträger. Nach zwei Stunden erhielt er Nachricht von der Wiener Polizei: „Die Schauspielerin Hermany gestern Abend 6 Uhr gestorben.“

„Der Graf fuhr entsetzt empor; auf seiner Stirn glänzte kalter Schweiß. „Also doch? Wer ist dann dieses Weib? Eine Betrügerin, obgleich sie es nicht scheint!“

Eine halbe Stunde darauf traf die zweite Antwort ein. Sie glich fast wörtlich der ersten.

Der Graf war nunmehr vollkommen davon überzeugt, daß am Abend zuvor das Publikum einer Betrügerin zugejubelt habe. Eine abermalige Täuschung auf jeden Fall zu verhindern, war jetzt seine Pflicht. Außerdem fiel ihm noch die unangenehme Aufgabe zu, den König von der stattgehabten Mystifikation zu unterrichten.

Er schrieb einen Brief an den Regisseur mit der Weissung, daß am Abend die Kameé die „Desdemona“ zu spielen habe. Dann sandte er seinen Bedienten nach der Hofkunsthändlerin, um dort Photographien der Hermany zu kaufen.

Als er die zahlreichen Bilder der Dame in ihren verschiedenen Rollen vor sich liegen sah, schwand sein Verdacht, und der Gedanke, daß die Schauspielerin möglicherweise doch die Hermany sein könne, entstand von neuem. Die Ähnlichkeit war zu treffend.

„Was soll das bedeuten? Ich muß darüber Gewißheit haben. Hat die Hermany eine Doppelgängerin, die zugleich mit ihrem Äußeren ihr großes Talent besitzt? — Das ist kaum glaubhaft!“

Mittlerweile berichtete ihm der Theaterdiener, daß seine Nachforschungen zu keinem Erfolge geführt hätten.

Graf Nichten sah nach der Uhr. Es war die höchste Zeit, dem Könige von dem seltsamen Ergebnis Meldung zu machen, wenn er zu Beginn der Vorstellung im Theater sein wollte.

Er ließ anspannen und fuhr nach dem Schloß. Der König war von seiner Ausfahrt noch nicht zurückgekehrt. Durch den Oberhofmarschall, der eben im Begriff war, sich nach dem Theater zu begeben, erfuhr Nichten, daß Seine Majestät direkt eben dorthin fahren werde, um daselbst, wie es nicht selten geschah, zu souperieren. Majestät werde indessen erst für den dritten Akt erwartet.

Dieser letztere Umstand war geeignet, dem Chef des Theaters einigermaßen seine Fassung wiederzugeben. Jedoch ward seine Unruhe jogleich wieder geweckt, als er das Foyer des Theatergebäudes betrat. Dort eilte ihm ein General mit einer Nummer des Abendblattes entgegen: „Liebster Graf! Haben Sie schon gelesen? Großartige Fopperei! Neueste Drahtmeldung: Die Hermany gestern Abend gestorben.“

„Weiß bereits, Verehrtester,“ entgegnete nervös lächelnd Graf Nichten. „Kann Ihnen nur sagen, daß es tatsächlich wahr ist.“ Damit ließ er den verblüfften General stehen und eilte nach der Bühne.

Es fehlten nur noch wenige Minuten bis zum Beginn des Schauspielers. Die Hermany war noch nicht da.

„Nachh, gehen Sie hinunter an die Treppe und erwarten Sie dort die Ankunft des Fräuleins Hermany,“

gebote der Chef. „Sie führen die Dame in mein Kabinett.“

Der Theaterdiener verschwand.

„Ist Frau Kameé bereit, die „Desdemona“ zu spielen?“ wandte sich nunmehr der Intendant an den Regisseur.

„Sie ist bereits im Kostüm, Erzellenz,“ erklärte Dellmar in sichtlich Erleichterung.

Die Vorstellung nahm ihren Anfang. Der erste Akt ging vorüber. Fräulein Hermany erschien nicht. Im Hause hatte das Erscheinen der Frau Kameé eine merkwürdige Unruhe hervorgerufen.

Graf Nichten ging in gereizter Stimmung in seinem Privatkabinett auf und nieder. Sein unruhiger Blick suchte immer von neuem die Uhr oder den elektrischen Apparat, welcher ihm die Ankunft des Königs melden würde. Da wurde die Thüre geräuschlos geöffnet, und auf der Schwelle stand — Fräulein Hermany. Sie trug ein dunkles einfaches Reisekleid.

„Ah!“ machte der Graf stehen bleibend. „Ich hatte die Hoffnung, Sie wiederzusehen, bereits aufgegeben.“

Er bot der Dame keinen Sitz, nötigte sie nur zum Nähertreten.

„Wie ich sehe, haben Sie selbst nicht mehr darauf gerechnet, unsere Bühne zu betreten,“ bemerkte er kalt mit einem Blicke auf ihre Kleidung.

„Nein, da ich wußte, daß man für eine anderweitige Besetzung meiner Rolle gejorgt hatte.“

„Woher wußten Sie das?“

„Durch meine Kammerfrau, die um fünf Uhr mit meiner Garderobe hier war.“

„Und was führt Sie noch hierher?“ forschte der Graf weiter.

„Das berechtigte Verlangen nach einer beiderseitigen Aufklärung.“

„So?“ Der Intendant lächelte höhnisch. „In welcher Weise soll dieselbe von Ihrer Seite erfolgen? Wollen Sie mir etwa zu beweisen suchen, daß Sie die Person sind, für die Sie sich auszugeben belieben?“

Das Auge der Fremden bligte. „Die bin ich! Ich werde mich nötigenfalls ausweisen können.“

Nichten fuhr auf. „Das ist stark!“ rief er. „Nun, ich muß Ihren Mut anerkennen, meine Dame. Freilich können Sie nicht wissen, daß wir besser unterrichtet sind.“ Der Chef des Theaters wandte sich, um auf einen Klingelknopf zu drücken, unterließ dies aber vorläufig und fragte kopfschüttelnd: „Haben Sie sich nicht gesagt, daß wir eine besondere Veranlassung dazu haben müßten, um auf Ihr ferneres Auftreten zu verzichten, Fräulein von — Fräulein von — Markersbad?“ Er sprach die letzten Worte langsam und gedehnt.

Die also Angeredete erblickte und trat einen Schritt zurück. „Mir gebührt dieser Name nicht,“ entgegnete sie stockend. Jetzt klingelte Nichten. Gleich danach trat Blomberg ein.

„Kennen Sie diesen Herrn?“ fragte der Chef lauernd.

„Ja, es ist Herr Blomberg.“

Der Intendant starrte die Fremde an. Dann wandte er sich zu dem Sänger: „Wer ist die Dame?“

„Fräulein Hermany.“

„Wie?“ rief der Graf, als habe er falsch gehört. „Sie können eidlich bezeugen, daß diese Dame Fräulein Hermany ist?“

„Das kann ich, Erzellenz.“

„Dann giebt es zwei Hermany, oder der Teufel hat seine Hand im Spiele,“ stieß Nichten zornig hervor. Er winkte dem Sänger, sich zu entfernen.

„Sie sind mir noch eine Antwort schuldig, meine Dame,“ wandte er sich wieder zu dieser. „Ich will Ihnen jedoch zu Hülfe kommen.“ Damit zog er die drei Telegramme hervor und legte sie mit einer einladenden Bewegung vor der Unbekannten auf den Tisch. Die Schauspielerin warf nur einen Blick darauf, dann wollte sie und wäre umgesunken, hätte der Intendant sie nicht gehalten. Er ließ die Dhytmächtigen in einen Sessel gleiten.

Da ertönte das elektrische Läutewerk. Der Graf stand einen Moment unschlüssig, sah auf die Leblose.

„Wie schön sie ist und wie falsch!“ flüsterte er.

Darauf verließ er rasch das Zimmer. Als er zurückkehrte, war die Dame verschwunden.

Seit jenem unaufgeklärten Vorfall, der in der Residenz einen ziemlich großen Lärm zur Folge hatte, war die Stellung des jungen Intendanten bei Hofe erschüttert, obwohl ihn an der Sache keine unmittelbare Schuld traf. Im Sommer, als die Theaterferien begannen, reichte er seine Entlassung ein, die sofort gewährt ward.

Graf Nichten begab sich auf Reisen. Er gedachte oft mit eigentümlichem Empfinden jenes schönen Mädchens, das die indirekte Ursache seines Sturzes geworden war. Aber nicht Groll erfüllte die Erinnerung an sie, es war eher ein sehnsüchtiges Verlangen nach Aufklärung und nach einem Wiedersehen. Obwohl er nach jener Begebenheit es nicht an Nachforschungen hatte fehlen lassen, hatten dieselben doch zu keinem Ziele geführt.

Der ehemalige Intendant weilte in Mentone. Er betrat eines Abends die Terrasse seines Hotels, als er sich jener unbekanntem Dame plötzlich gegenüber sah.

„Fräulein von Markersbad?“ sagte der Graf mit heiserer Stimme, indem er den Hut zog.

Als die Angeredete den Grafen erkannte, hob sie die Hand nach dem Herzen und wich zurück.

„Sie sind es doch, Fräulein von Markersbad?“ fragte Nichten nochmals. „Darf ich Sie so nennen?“

„Ja, es ist mein Name, Erzellenz,“ antwortete die Dame leise.

Nichten hob bedeutsam die starken Brauen. „Also war jener andere doch nicht der Ihrige?“

„Er war es! Und ich bin nicht das, wofür Sie mich ein Jahr lang gehalten haben werden. Damals schon, an jenem Othello-Abende, würden Sie alles erfahren haben, Erzellenz, wenn nicht die unglücklichen Telegramme —. Wollen Sie meine Geschichte hören? Sie ist nicht lang.“

„Ich wollte soeben darum bitten.“ Der Graf schob für das Mädchen einen Strandstuhl zurecht, er selbst lehnte sich an die Terrassenbrüstung. „Daß Leontinenberg Ihre Heimat nicht mehr ist, wußte ich,“ sagte er.

Das Mädchen seufzte. „Ja, die unglücklichen Spekulationen meines Vaters brachten uns an den Bettelstab. Mein Gott, wir mußten leben, und so kam es, daß Emely aus ihrem schauspielerischen Talent, mit dem sie oft als Dilettantin gegläntzt hatte, Gewinn zog —.“

„Ich verstehe nicht,“ unterbrach Nichten die Sprecherin, sich hastig vorbeugend. „Sie sind — Sie sind — nicht — Emely?“

„Nein,“ versetzte die Gefragte. „Emely ist tot. Sie war meine ältere Schwester.“

Der ehemalige Intendant verließ seinen Platz und that einige Schritte. Zurückkehrend erklärte er schwer atmend: „Jetzt wird mir alles klar. Aber ich habe nie gewußt, daß Emely eine Schwester hatte.“

„Ebenso wenig ahnte ich, daß Cure Erzellenz und meine Schwester eine Jugendfreundschaft verband. Ich habe dies alles später erst aus Emelys Papieren erfahren. Diese Bekanntschaft war auch die Ursache, weshalb meine Schwester sich so standhaft weigerte, an dem Theater aufzutreten, dessen Chef Sie, Herr Graf, waren. Als schließlich dennoch die Zusage erfolgte, geschah es in der Voraussetzung, daß niemand mehr in der Leidenden Hermann die stolze Emely von Markersbad wieder erkennen würde. Die Anstrengungen der Gastspielreise durch Europa hatten die Gesundheit meiner Schwester vollständig untergraben. Und sie mußte spielen und wieder spielen, denn wir

brauchten viel Geld. Meine Schwester hatte den Spiel-dämon des Vaters geerbt; die Summen, die sie auf Kosten ihrer Gesundheit erwarb, verschlang zum größten Teil das Börsenspiel wieder. Als wir in Wien anlangten, hatte eine mißglückte Spekulation uns abermals arm gemacht. Das Schlimmste jedoch war, daß der bedenkliche Zustand meiner Schwester ein ferneres Auftreten vollständig unmöglich machte. In unserer Not kam mir der Einfall, an Stelle meiner Schwester an Ihrem Theater aufzutreten. Emely wußte, daß dieses Unternehmen gar kein gewagtes sei; ich hatte Emely so oft ihre Rollen proben und spielen sehen, daß ich die meisten vollkommen beherrschte. Oft spielte ich ihr die schwierigsten Szenen vor, und eben so oft drang sie in mich, mein Glück auf den Brettern zu versuchen. Ich konnte mich indessen nie dazu entschließen, bis uns die Verhältnisse dazu zwangen. Meine kranke Schwester stimmte dem Vorschlage nicht nur lebhaft zu, sie bestand sogar darauf, ihn auszuführen. Ich that es; mit welchem Erfolge, wissen Sie. Meine große Ähnlichkeit mit den Bildern der Schwester aus ihrer Glanzperiode sollte wesentlich zum Gelingen des Planes beitragen. Aber gerade diese Ähnlichkeit ward zum Verhängnis. Sie glaubten in mir eine Jugendbekanntschaft wiedergefunden zu haben. Ihre Andeutung sagt mir, daß Sie meine Schwester gekannt hatten. Ich konnte einen glücklichen Ausgang der Sache nur durch Vermeidung jeder näheren Erklärung erreichen. Sogleich nach meinem letzten Auftritt als Lady Macbeth verließ ich das Theater, stieg auch nicht in dem Hotel ab, wo die Zimmer bestellt waren, sondern blieb unter meinem wahren Namen in einem Hotel-garni zur Nacht. Welche Veranlassung nun vorlag, um mein zweites Auftreten nicht zu wollen, davon hatte ich keine Ahnung. Daß meine Schwester mittlerweile sterben könnte, erschien mir undenkbar. Jedenfalls kam ich zum zweiten Male nach dem Theater, um die Konsequenzen meines Handelns zu tragen. Die Art, wie Sie, Herr Graf, mir begegneten, reizte meinen Trotz, ich verdiente solche Behandlung nicht. Auf diese Weise gelangten wir zu keiner Verständigung. Blomberg, der Arme — die Sprecherin zögerte einen Moment — „wurde aus Liebe zu mir zum Sophisten. Sie glaubten, den Knoten lösen zu können, indem Sie mir die Telegramme zeigten. — Darnach dachte ich nicht mehr an Aufklärung. Mein Schmerz trieb mich fort. Noch in derselben Nacht reiste ich ab.“

Fräulein Elisa von Markersbad schwieg.

„Und dann —?“ fragte der Graf leise.

„Meine Geschichte ist zu Ende.“

„Halten Sie es nicht für müßige Neugier,“ bat der Graf innig, „wenn ich frage, wie sich Ihr Leben nach dem Tode der Schwester gestaltete. Sie standen allein in der Welt, ohne Existenzmittel. — Mein Gott, hätte ich ahnen können —“

„Seien Sie unbesorgt, Herr Graf,“ antwortete das Mädchen, indem es sich erhob. „Ich fand eine Stelle als Gesellschafterin bei der Frau Baronin von Wehlen, einer lieben alten Dame.“

„Es freut mich, daß es Ihnen gut geht,“ sagte Nichten herzlich.

Der Graf verließ den ganzen Sommer über in Mentone. Sein Verkehr beschränkte sich fast ausschließlich auf die Gesellschaft der Baronin von Wehlen und deren Gesellschafterin, die, wie der ehemalige Intendant bemerkte, weniger die Stellung einer bezahlten Person, als vielmehr einer Pflegetochter einnahm.

Im Herbst verlobte sich Erzellenz Graf Nichten mit Fräulein Elisa von Markersbad.

— Ende. —

Die seltene Bronze.

Von Anton Tschekow. Übersetzt von C. Berger.

Ein in Nr. 223 der „Vörjennachrichten“ gewickeltes Etwas unter dem Arm tragend, trat Sascha Smirnow mit bekümmertem Gesicht in das Sprechzimmer des Doktors Koschekow.

„Ah, mein lieber, junger Mann!“ kam ihm der Doktor entgegen. „Nun, wie geht es Ihnen? Was bringen Sie

Dankbarkeit diesen Gegenstand hier anzunehmen, der... der Gegenstand ist sehr teuer, aus alter Bronze... ein seltenes Kunstwerk.“

„Ganz unnötig!“ versetzte der Doktor stirnrunzelnd. „Was soll das?“

„Nein, bitte, lehnen Sie es nicht ab,“ fuhr Sascha fort, indem er das Paket aufmachte. „Durch Ihre Ablehnung würden Sie die Mutter und mich kränken... Der Gegenstand ist sehr hübsch... aus alter Bronze... Wir haben ihn noch vom seligen Vater und haben ihn als teureres Andenken gehütet... Mein Papa kaufte nämlich alte Bronzen auf und verkaufte sie an Liebhaber... Jetzt geben Mama und ich uns nicht mehr damit ab...“ Damit enthüllte Sascha den Gegenstand und stellte ihn feierlich auf den Tisch. Es war ein niedriger Kandelaber aus alter Bronze, von künstlerischer Arbeit. Er stellte eine Gruppe vor: auf dem Piedestal standen zwei weibliche Figuren im leichten Kostüm und in Posen, zu deren Beschreibung es mir an Kühnheit und entsprechendem Temperament gebricht. Die Figuren lächelten kokett und sahen überhaupt aus, als möchten sie, hielte nicht die Pflicht, den Leuchter zu tragen,



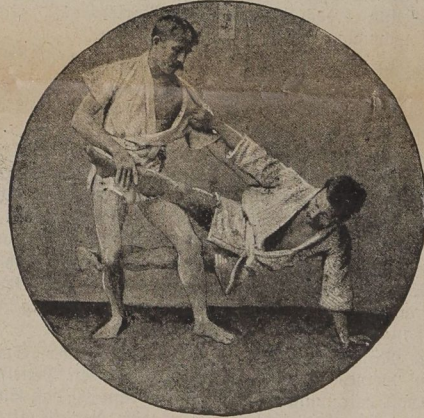
Jiu-Jitsu, die japanische Ringkunst.
Armgriff der den Gegner nach vorn zu Fall bringt. (Text S. 198.)

Gutes?“ Sascha errötete, legte die Hand aufs Herz und sagte mit bewegter Stimme:

„Mama läßt Sie grüßen, Iwan Nikolajewitsch, und heißt mich Ihnen danken... Ich bin meiner Mutter einziger Sohn und Sie haben mir das Leben gerettet... mich von schwerer Krankheit geheilt, und... wir wissen beide nicht, wie wir Ihnen danken sollen.“

„Genug, genug, junger Mann!“ unterbrach ihn der Doktor, dem derartige Dankesagungen zuwider waren. „Ich habe nur gethan, was jeder andere an meiner Stelle gethan hätte...“

„Ich bin meiner Mutter einziger Sohn... Wir sind arme Leute und können Sie allerdings für Ihre Mühe nicht bezahlen, und... es genießt uns sehr, Herr Doktor, obwohl übrigens Mama und ich... als einziger Sohn meiner Mutter... Sie dringend bitten, als Zeichen unserer



Ein Trieb, durch den ein Nebengehender unfehlbar geworfen wird.

sie zurück, vom Piedestal herabspringen und im Zimmer einen Tanz aufführen.

Nachdem der Doktor einen Blick auf das Geschenk geworfen, kratzte er sich zögernd hinterm Ohr, räusperte sich und schnäuzte sich unentschlossen. „Sinn, das Ding ist wirklich schön,“ murmelte er, — „aber... wie soll ich's ausdrücken... zu... zu... Das ist nicht mehr defolletiert, sondern schon, weiß der Teufel, was...“ — „Wieso?“

„Nicht nur Suchorowsky, sondern die Schlange selbst konnte nichts Tolleres erfinden. Solche Phantasmagorie auf den Tisch stellen, hieße die ganze Wohnung schimpfieren!“

„Welche sonderbaren Ansichten Sie über Kunst haben, Herr Doktor!“ sagte Sascha beleidigt. „Betrachten Sie's, das ist ja doch ein Kunstwerk! Soviel Schönheit und Eleganz, daß Andacht die Seele erfüllt und Thränen in die Kehle steigen! Wenn man solche Schönheit sieht, vergißt man alles Irdische... Sehen Sie, wieviel Grazie in der Bewegung, wieviel Geist und Ausdruck in der Haltung!“

„Das alles weiß ich wohl, mein Lieber,“ unterbrach ihn der Doktor, „aber ich bin ein Mann mit Familie; Kinder laufen hier herum, Damen kommen...“

„Gewiß, wenn man sich auf den Standpunkt der Menge stellt,“ sagte Sascha, „dann stellt sich dieser hochkünstlerische Gegenstand allerdings in anderem Lichte dar.“



Ein Griff, der den Gegner nach rückwärts werfen soll, wobei ihm das Kreuz brechen kann.



— Su spät. —

Aber Sie, Herr Doktor, Sie müssen sich doch höher als die Menge fühlen, umso mehr, als Sie durch Ihre Weigerung Mama und mich tief betrüben würden. Ich bin meiner Mutter einziger Sohn. Sie haben mir das Leben gerettet. Wir geben Ihnen den uns teuersten Gegenstand, und. . . und ich bedauere nur, daß wir nicht ein Paar von diesen Kandelabern haben.“

„Danke, mein Sohn, ich bin Ihnen sehr verbunden. . . Grüßen Sie Mamachen, aber, bei Gott, urteilen Sie selbst, Kinder laufen hier umher, Damen kommen zu mir. Na, übrigens mag es bleiben! Sie lassen sich doch nicht davon abreden!“ — „Da ist nichts abzureden!“ freute sich Sascha. „Hier stellen Sie den Kandelaber hin, neben diese Vase. Ach, wie jammerlich, daß es kein Paar ist! Zu schade! Na, adieu, Herr Doktor. . .“

Nachdem Sascha gegangen, betrachtete der Doktor den Leuchter lange, fragte sich hinter dem Ohr und überlegte. Das Ding ist entzückend, nicht zu streiten, dachte er, — und schade, es fortzuwerfen. . . Es hier zu lassen, unmöglich. . . hm. . . Das ist ein Dilemma! Wem könnte man es schenken oder opfern? Nach langem Überlegen erinnerte er sich seines guten Freundes, des Advokaten Uchow, bei dem er für Führung seiner Sache in Schuld stand. „Das trifft sich ja ausgezeichnet,“ dachte der Doktor. „Ihm ist es als Freund nicht ganz passend, Geld von mir zu nehmen, und es ist ganz angemessen, wenn ich ihm ein Präsent mache. . . Ich bringe ihm diese Teufel! Wie gerufen, daß er ein Junggeselle und Lebemann ist. . .“

Ohne die Angelegenheit aufzuziehen, machte sich der Doktor fertig, nahm den Kandelaber und fuhr zu Uchow.

„Guten Tag, alter Freund!“ sagte er. „Ich komme, dir für deine Bemühungen zu danken, Brüderchen. Geld willst du nicht, so nimm denn wenigstens diese Kleinigkeit. Da, Brüderchen. . . nur eine Kleinigkeit — aber eine Pracht!“ — Der Advokat geriet in unbeschreibliches Entzücken. „Das ist ein Stück,“ lobte er laut. „Ach, hol's der Teufel, was sich die Kerle alles ausdenken! Wunderbar! Entzückend! Wo hast du dies reizende Ding her?“ Aber nachdem er wiederholt sein Entzücken geäußert, sah der Advokat ängstlich nach der Thür und sagte: „Ja, höre mal, das mußt du aber wieder mitnehmen, Bruder. Ich behalte es nicht. . .“

„Warum?“ erschrak der Doktor.

„Weil. . . Zu mir kommt meine Mutter, Klienten kommen. . . und es geniert mich auch vor den Dienstboten. . .“

„Ne — ne — ne. . . Du darfst dich nicht sperren!“ wehrte der Doktor mit den Händen ab. „Was soll das von dir heißen? Ein Kunstgegenstand. . . soviel Bewegung,

soviel Zinesse. . . Ich will nichts weiter sagen! Du beleidigst mich!“

„Wär' es wenigstens angestrichen, dann könnte man schon. . .“ Aber der Doktor wehrte noch mehr ab, stürmte zur Thür hinaus und fuhr nach Hause, zufrieden, daß er das Geschenk los war. . . Nachdem er fort war, betrachtete der Advokat den Kandelaber, befühlte ihn von allen Seiten und zerbrach sich, wie der Doktor, lange den Kopf, was er mit dem Geschenk anfangen sollte. „Es ist ein reizendes Ding,“ überlegte er, „und schade, es fortzuwerfen, doch es hier zu behalten — geht auch nicht. . . Am besten wäre es, es jemand zu schenken. . . Da hab' ich's! Ich trage diesen Kandelaber heute Abend dem Komiker Saschkin hin. Die Kanaille mag solche Stücke, und außerdem, fällt mir ein, hat er heute sein Benefiz.“

Gesagt, gethan. Abends wurde der sorgfältig eingewickelte Kandelaber dem Komiker Saschkin hingebracht. Den ganzen Abend stürmten die Herren das Ankleidezimmer des Komikers, um sich an dem Geschenk zu ergötzen; während des ganzen Abends erschallte dort tosendes Gelächter, ähnlich dem Pferdegewieher. . . Kam eine der Schauspielerinnen an die Thür und fragte: „Darf man hinein?“ gleich antwortete die heilere Stimme des Komikers: „Nein, nein, Matuschka! Ich bin nicht angeleidet!“ Nach dem Theater suchte der Komiker die Schultern, rang die Hände und sagte: „Gott, wo thu' ich dies garstige Ding nur hin? Ich wohne ja doch im Privatquartier! Schülerinnen kommen zu mir! . . . Das ist keine Photographie, die ich im Schreibtisch verstecken kann!“

„Verkaufen Sie es, Herr,“ riet der Friseur, der den Komiker unkleidete. „Hier im Borort wohnt eine alte Frau, die alte Bronzen aufkauft. Fahren Sie hin und fragen Sie nach Smirnowa. . . Jeder kennt sie. . .“ Der Komiker folgte seinem Rat. . .

Nach zwei Tagen saß der Doktor in seinem Kabinett und dachte, den Finger an die Stirn gelegt, über Gallensäure nach. Plötzlich öffnet sich die Thür, und Sascha Smirnow fliegt ins Zimmer. . . Er lachelt, strahlt, und seine ganze Gestalt atmet Glück. . . In seinen Händen hält er etwas in eine Zeitung Gewickeltes. „Doktor!“ fängt er außer Atem an. „Stellen Sie sich meine Freude vor! Zu Ihrem Glück ist es uns gelungen, das Pendant zu Ihrem Kandelaber zu erwerben! . . . Mamachen ist so glücklich. . . Ich bin meiner Mutter einziger Sohn. . . Sie haben mir das Leben gerettet. . .“ Und bebend vor Dankbarkeit, stellt Sascha den Kandelaber vor den Doktor. Der riß den Mund auf, wollte etwas sagen, sagte aber nichts — er hatte die Sprache verloren.

— Jiu-Jitsu, die japanische Ringkunst. —

(Hierzu 4 Illustrationen.)

Die beiden Gegner auf unseren Bildern sind: der Japaner, Professor O'Brien, und ein herkulischer Amerikaner. Der letztere steht zuerst in Kampfstellung wartend da. Professor O'Brien geht ruhig auf ihn zu, — eine blitzschnelle Bewegung, der unsere Augen kaum zu folgen vermögen, — und der Amerikaner liegt hilflos auf dem Boden. O'Brien lacht und zeigt seine schönen Zähne. Und dann erklärt er. Seine Ringkunst, seine Tricks haben wenig mit den japanischen Schauringen gemein, jenen gemästeten Kolossen, die sich gegenseitig bis zur Erschöpfung ihr schlotterndes Fett kneten. „Jiu-Jitsu“ heißt O'Briens fürchterliche Ringkunst, die weniger dem Schauringen als der Selbstverteidigung dienen soll und den japanischen Polizisten gelehrt wird, damit sie sich ihrer im Kampfe gegen renitente Arrestanten bedienen. Professor O'Brien, der selbst zehn Jahre lang Polizeichef in Nagasaki war, berichtet, daß seine Kunst Behendigkeit, ein gutes Auge, eine sichere Hand und eine genaue Kenntnis der 200 Tricks erfordert. Dann aber ist sie, auch von einem körperlich nicht

sehr starken Mann angewendet, eine furchtbare, grausame Waffe.

Lehrt „Jiu-Jitsu“ als Verteidigungsmittel doch nichts anderes, als das Verbiegen und Brechen der Gliedmaßen und Knochen, die beste Art des Strangulierens etc., kurz, gerade jene Griffe, die unseren Ringern verboten sind. O'Brien versichert, daß er auf seine Weise jeden Gegner innerhalb einiger Sekunden unschädlich machen, ja unter Umständen töten könne. Eine Abwehr sei unmöglich; kein Zeichen des Kampfes sei an dem Körper des Verletzten oder Getöteten zu sehen. Der japanische Polizist wendet die Selbstverteidigung in dieser schärfsten Form natürlich fast gar nicht an, er gebraucht ähnliche Tricks, doch nur zu dem Zwecke, seinen Gegner zu Boden zu bringen und zu fesseln und das soll ihm, dank der Geheimnisse des Jiu-Jitsu, sicher und sehr schnell gelingen.

O'Brien hat auch dem Präsidenten Roosevelt, der sich viel mit Athletik beschäftigt, Proben seiner Kunst gezeigt und einige Griffe gelehrt.

Vom Uebermaß der Luft wird Leib hervor-
gebracht.
Das Auge selber weint, sobald man heftig
lacht.

Hürs Haus.

Wenn es drei Heller thun, da wende vier
nicht an,
Und nicht zwei Worte, wo's mit einem ist
gethan.

Nacht am Rhein.

Es waren drei lust'ge Gesellen,
Drei lust'ge Gesellen am Rhein,
Die liebten nichts mehr als den hellen,
Den funkelnden, perlenden Wein.

Am Strande „Zur goldenen Traube“
Erklangen drei Gläser zumal —
Als leif' durch die grünende Laube
Der Schimmer des Mondes sich stahl.

Die Berge — die herrlichen sieben —
Sie sah'n in die Wolken hinein;
Ein Schifflein kam leise getrieben,
Es bogte und rauschte der Rhein.

Und über die Berge gezogen
Kam leise ein bläulicher Duft
Und legte sich über die Wogen
Es duftete träumend die Luft.

Und über die Berge gezogen
Kam leise die Fürstin der Nacht
Und spiegelte tief in den Wogen
Des Auges bezaubernde Pracht.

Die lust'gen Gesellen vergaßen
Im Glase den perlenden Wein.
Sie träumten, und schweigend sie saßen
Und sah'n in die Weite hinein.

Carl Siebel.

Su Tisch.

Eine gute Hausfrau Kocht mit Fleiß
Des Ehegatten Lieblingspeiß.

Paprika-Geflügel. Eine kräftige, sehr
nahrhaftigende Vorpeise, ja sogar auch
ein genügendes Mittagsbrot giebt folgen-
des Gericht: Tauben, Enten oder Hühner,
gleichviel ob jung oder alt — nur die Koch-
zeit ist zu berücksichtigen — werden sauber
vorbereitet und in Portionsstückchen zer-
legt. Dann mischt man auf einem Teller
das nötige Salz mit einer Messerspitze
Paprikapulver und reibe jedes Stück damit
ein. Ein Gefäß, das groß genug ist, um
das Fleisch mit überstehender Brühe auf-
zunehmen, wird mit Butter, — 65 Gr.
für jedes ausgewachsene Huhn — auf den
Herd gebracht, drei große Zwiebeln, zehn
Pfefferkörner und ein Lorbeerblatt und
— sobald die Zwiebeln ein wenig gebräunt
sind — die Fleischstücke hinzugefügt. Nach-
dem alles etwas Farbe angenommen hat,
füllt man kochendes Wasser auf und kocht
das Gericht weich. Protivstücke machen die
Brühe, die beim Anrichten durch ein Sieb
getrieben wird, sämig.

Schotenschalen zu verwenden. Zu dem
sehr beliebten Gericht — Schoten und
Mohrrüben — werden für gewöhnlich nur
die Körner verwendet, während die Schalen
in den Müllkasten wandern. Letzteres ist
ein großer Fehler, weil gerade die Schalen
verschiedene mineralische Stoffe enthalten,
welche der Gemüthspeise den rechten, wir-
zig pitanten Geschmack verleihen und
außerdem die Gesundheit in erfreulicher
Weise fördern. Keine Schotenschale sollte
unbenutzt fortgeworfen werden, sondern
vielmehr ihre vollgültige Verwendung fin-
den. Am besten geschieht dies, indem
man die geleerten Schalen in einem
besonderen Topf mit etwas Wasser gleich-
zeitig mit den Körnern und Rüben tüchtig

auskochen läßt, durch ein Sieb drückt und
die Flüssigkeit dann den Schoten und Mohr-
rüben zuzugibt. Man wird überrascht
sein von dem pitanten Wohlgeschmack des
so behandelten Gerichtes, welches hier-
durch gleichzeitig auch für die Gesundheit
noch zuträglich wird. Bei solcher Zu-
bereitung werden sämtliche Nährwerte der
Schoten für unseren Organismus nutzbar
gemacht, und deshalb sollte auch stets das
so beliebte und angenehme Sommergericht,
Schoten mit Mohrrüben, in größter Voll-
kommenheit bereitet werden. Auch können
die Schotenschalen sehr gut zu einer Suppe
verwendet werden. Man kocht die abge-
zogenen Schalen in wenig Wasser voll-
ständig weich, streicht sie durch ein Sieb,
fügt noch so viel Bouillon oder Wasser hin-
zu als man Suppe gebraucht, verkostet sie
mit feinem Gries, Salz und etwas Zucker
und giebt geröstete Semmelwürfel hinein.
Verwendet man zu der Suppe Wasser, so
muß man natürlich noch ein Stück Butter
hinein thun. Ebenso ist es ratsam, die
abgezogenen Schotenschalen zu trocknen.
Man breitet sie zu diesem Zwecke auf
weißes Papier aus und legt dieses am
besten auf die noch heiße Platte der Koch-
maschine oder auf recht sonnige Fenster-
bretter. Die getrockneten Schalen finden
ebenfalls zu Suppen oder auch nur als
Würzen derselben (namentlich Brühs-
uppen) Verwendung.

Kalbsbries- (Kalbsmilch-) Ragout in
Muscheln. Ein sehr kräftig mit Madeira
geschichtetes, mit Eidotter abgerührtes Ragout
von feingehacktem Kalbsbries, so dick
gehalten, daß es Backstöße verträgt, wird
in mit Butter ausgeföhrenen großen
Muscheln, mit Semmelbröseln bestreut, mit
Citronensaft beträufelt, rasch überbadet
nach der Suppe gerichtet.

Milchreis mit Obstsaucen. Man be-
reitet Milchreis, wie gewöhnlich, verbessert
aber den Geschmack durch Zusatz von Man-
deln, Zimt, Zitronenschale und etwas
Vanille. Der fertige Milchreis wird in
Normen getürzt, die vorher mit kaltem
Wasser ausgepült wurden, vollständig er-
kaltet, reicht man irgend eine Obstsaucen
dazu oder giebt ihn zu Weins- und Frucht-
suppen.

Pfefferklinge. Die sauber gepulsten und
in Stücke geschnittenen Pfefferklinge wer-
den mit kochendem Salzwasser abgekocht,
abgeseigt und in Butter mit etwas Salz
und Pfeffer geschmort. Wenn sie beinahe
fertig sind, giebt man einen Viertel-Thee-
löffel Liebig's Fleischextrakt daran, stäubt
Mehl oder geriebene Semmel über die
Pilze, daß der Saft bindig wird, und
zieht zuletzt das Gemüse mit einem mit
etwas süßer Sahne verquirlten Eigelb ab.

Probatum est!

Wer guten Rat verachtet,
Wird durch Schaden klug.

Durch Feuchtigkeit gelittene Pianinos.
In feuchten Wohnungen, auf dem Lande
und bei seltener Benutzung verquellen diese
Instrumente oft sehr, daß man gezwungen
ist, sie bis zur Ankunft eines Stimmers
ganz in den Ruhezustand zu versetzen. Am
hörendsten ist es, wenn der Dämpfer sich
schwer heben läßt oder klemmt, oder das
Trittbrett beim Gebrauch preist. In
solchen Fällen kann man sich schnell helfen,
indem man ein erbsengroßes Stück
Schmierseife auf die betreffenden Stellen
streicht. Zu diesem Zwecke ist zu verwen-
den, hüte man sich, da dieses sich mit der
Zeit verdicken und den Schaden nur ver-
größern würde.

Gypsfiguren glänzend zu machen. In
ein passendes Gefäß gießt man etwas

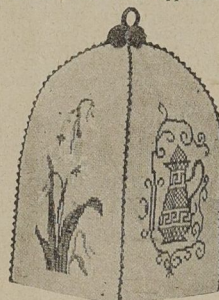
Petroleum und erwärmt es im Bain-
marie, fügt dann ein bis zwei Teile ge-
schäbte Stearinsäure hinzu und rührt dies
gut um. Mit dieser lauwarmen Auf-
lösung überzieht man die ebenfalls ein
wenig erwärmten Gypsfiguren zwei bis
3 Mal; nach dem Trocknen genügt ein ein-
faches Polieren der überzogenen Gegen-
stände, um ihnen einen schönen Glanz und
das gefällige, durchscheinende Ansehen zu
geben.

Spitenscheifen zu waschen. Spitens-
sonne Gazeischeifen werden unzertrennt
nur in Benzol getaschen. Man drückt sie
vorsichtig darin hin und her, wündet die
Spitenscheifen in einem Tuch leicht aus
und zieht die Spitzen dann glatt, sie be-
dürfen weiter keiner Appretur.

Gegen Wadentampf genügt für ge-
wöhnlich ein Schlüssel oder ein Stückchen
Eisen, das man an die Wade bindet. Auch
das tüchtige Reiben der Wade oder das
feste Anjemen der Füße an die Bettlade
hebt oft den Krampf. Zuweilen aber und
besonders bei älteren Personen ist das
Leiden hartnäckiger, und in diesem Falle
sollte man die Waden früh und abends
(unmittelbar vor dem Zubettgehen) tüchtig
mit kaltem Wasser abreiben. Werden da-
durch diese Anfälle nach mehrtägigem Ge-
brauch nicht gehoben, so empfiehlt sich, um
die Waden unmitttelbar vor dem Nieder-
legen ein in kaltes Wasser getauchtes und
wieder etwas ausgegühdenes Handtuch zu
wickeln und darauf ein trockenes Handtuch
oder einen Flanellstreifen zu befestigen.
Es stellt sich sehr bald an der eingehüllten
Stelle eine feuchte Wärme ein, die sehr
wohlthätig wirkt. Das Abreiben der Waden
mit kaltem Wasser sollte dabei nicht ver-
säumt werden. Nach der Anwendung des-
selben muß man sich warm halten.

Arbeitskörbchen.

Eigene Arbeit macht doppelt Freude.



Kaffewärmer



Theewärmer.

Kaffee- und Theewärmer

aus grauem Wadalstoff mit nordischem und Fin-
land gestickt. Der Kaffewärmer ist fertig gestickt,
zum Preise von 4,25 Mark und der Theewärmer,
ebenfalls fertig gestickt, für 5 Mark zu beziehen von
Th. Münchow, Berlin W., Lützowplatz 11.

Verzier = Bild.



„Ach, Herr Inspektor, eben habe ich Besuch bekommen, meinen Bruder, den Soldaten.“
 „Wo ist er denn?“

Amerikanisch. In einem amerikanischen Blatte ist folgende drastische Notiz betreffend das Abonnement von Blättern zu lesen: „Ein Mann mag eine Warze im Genick als Knopftragen benötigen — sich hinten auf die Puffer der Eisenbahn aufsetzen, um Geld zu sparen, bis der Kondukteur herunterkommt, seine Uhr nachts stehen lassen, um sie nicht abzumitteln — das i ohne Punkt und das t ohne Strich lassen, um Tinte zu sparen — das Muttergrab bebauen des Kornes halber; und kann trotz alledem noch ein Gentleman bleiben im Vergleich zu dem, der eine Zeitung zwei, drei Monate regelmäßig annimmt und wenn es zur Zahlung kommt, sie einfach mit dem Bemerkten zurücksendet: „Annahme verweigert!“

Arg unter dem Pantoffel. A.: „Was macht denn unser Freund Eduard?“ — B.: „Ich war heute bei ihm, er ist noch immer krank. Der arme Kerl bekam von seiner Frau einen Köffel Niginsöl und nahm es mit lächelnder Miene.“ — A.: „Das glaube ich wohl. Der ist schon glücklich, wenn er zu Hause nur mal das Maul aufthun darf.“

Kategorischer Imperativ. Frau: „Was muß ich sehen, Mann? Du läßt unser Stubenmädchen? Ich bin sprachlos!“ — Mann: „Weißst!“

Peritrent. Professor (einem Bekannten erzählend): „Denken Sie sich, mein Nefte ist in den Alpen abgestürzt und ist tot! ... Hoffentlich läßt er sich derartige Ausflüge zur Warnung sein!“

Eheltcher Streit. Mann: „Ich möchte lieber in der Wüste leben, als mit dir zusammen.“ — Frau: „Da gehörst du auch hin, du Kamel!“

Abgefallen. Herr (zur Hausfrau): „O, meine Gnädige, wenn ich Sie sehe, fühle ich mich stets wie neugeboren!“ — Dame: „So? Dann muß ich Ihnen wohl lieber eine Milchflaße vorsetzen?“

Der Tenor. „Also lassen Sie sich von meiner amerikanischen Tournee erzählen: Zuerst sang ich in New-York, hierauf bot mir die Oper von Boston 5000 Dollars“ . . . — Dame: „Neugeld?“

Die Empfindsame. Möwens, seines Zeichens Wärter im Zoologischen Garten, findet zu Hause seine Frau mit geröteten Augen. Ihr kleiner Liebling, ein reizender Ferkel, ist gestorben. — Er: Dettwegen weinte so? Ja, wat willst du dann erst machen, wenn dir ein Kajuar stirbt?!

Schnell geholfen. „Sie sind beschuldigt, am Freitag den Sohn Ihres Nachbarn Müller geschlagen zu haben. Das ist strafällig. — Gut; da haben wir ihn künftig an einem anderen Tage.“

Bei der Schmiere. Schauspielerin: „Herr Direktor, ich bitte um meine Gage im Betrag von 60 Mark.“ — Direktor (ihr 5 Mark gehend): „Außerhalb der Bühne brauchen Sie doch nicht die Naive zu spielen!“

Der Kenner. Junge Dame: „Schrecklich diese Musik heute, es ist rein um aus der Haut zu fahren!“ — Kommis: „Am Gotteswillen nicht, gnädiges Fräulein. So etwas Passendes finden Sie in der ganzen Stadt nicht wieder!“

Freundlichdiaktische Mahnung. Sekundant (zum Duellanten): „Aber nun ättern Sie doch nicht so sehr, Herr Weber; Ihr Gegner kann Sie doch sonst unmöglich treffen.“

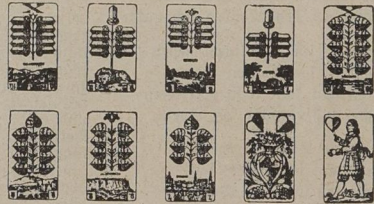
Stataufgabe

(a b c d die vier Farben; A U; K König; D Dame, Ober; B Bube, Bengel, Unter; V M H die drei Spieler.)

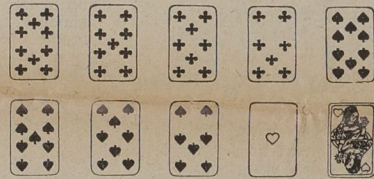
Wer beim Skat permanent schlecht steht, den beschleicht schließlich ein Gefühl, das die Einen „gelinde Verzweiflung“, die Andern „hochgradige Würsichtigkeit“ nennen. In diesem Stadium riskiert man die tollsten Sachen und da kommen auch die interessantesten Spiele heraus. So auch hier. M paßte so-gleich. H, der den ganzen Abend im Bede gefessen, sieht seine Karte an und sagt sich ingrimmig: Da hat V wieder den ganzen Klimbim! Nur um zu reizen, bietet er Tournee und als V dies hielt, packt ihn die Rut und er sagt auf die folgende Karte, die höchstens zum Ramsch sich geeignet hätte, Grand an.

a 10, 9, 8, 7; b 10, 9, 8, 7; c A, D.

Deutsch.

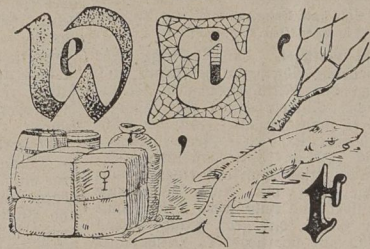


Französisch.



Der Grand wird zur eigenen Überraschung des Spielers gewonnen, obwohl die c 10 nicht blank stht und auf b 10 kein Stich gemacht werden kann. V zieht blante a D an. Wie sahen die Karten? Wie ging das Spiel?

Rebus.



Auflösungen der Rätsel aus voriger Nummer.

Sternrätsel.

S
 D U N
 R D M U N
 S U M B U R G
 B R U S T
 U R I
 G

Magisches Dreieck.

M
 U I
 R U M
 D I D D
 E L I U G
 R U B I N E

Zifferblatt-rätsel.

I II III IV V VI VII VIII IX X XI XII
 M U N G E L B E G G I R O
 Mangel — Angel — Gelb — Elbe — Beg — Giro — Rom — Roman.

Rebus. Bantelmut erreicht nichts.

Rätsel. Stern — Ufern.

Gedruckt und herausgegeben von Paul Schettlers Erben, Geleisch. m. b. S., Hofbuchdruckerei, Cöthen, Anh. Verantw. Redakteur: Paul Schettler, Cöthen.

